



auschwitz

information

Institut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte
Johannes Kepler Universität Linz
77. Ausgabe, Dezember 2008

Liebe Leserinnen und Leser!

Für die vorliegende Ausgabe haben wir eine Ausstellung über „Die vergessenen Frauen von Buchenwald“ sowie die Neuerscheinung Hermann Langbeins „Die Stärkeren“ zum Anlass genommen, um darüber zu berichten. Für das verspätete Erscheinen der Info, ersuchen wir um Ihr Verständnis.

Die Redaktion und die Lagergemeinschaft wünschen ein frohes Weihnachtsfest und alles Gute für 2009.

Lagergemeinschaft Auschwitz:
HR Dr. Franz Danimann
Dagmar Ostermann

Institut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte
Johannes Kepler Universität Linz

**„Die vergessenen Frauen von
Buchenwald“ – Eine Ausstel-
lung in Debrecen 2**

**Gestern und heute: „Mit der
Muttermilch gesaugter Antise-
mitismus in Ungarn“ 4**

**Hermann Langbein –
Der Zeitzeuge 9**

„Die vergessenen Frauen von Buchenwald“ – Eine Ausstellung in Debrecen

Debrecen, eine Stadt in Nord-Ost Ungarn ist über die Debreciner Würstchen schon lange überall bekannt, wichtiger ist aber, dass Debrecen im kulturellen und wissenschaftlichen Leben Ungarns seit Jahrhunderten eine wichtige Rolle spielt. Schon mehr als fünfhundert Jahre steht das reformierte Kollegium in der Stadt, woraus jahrhundertlang Studenten nach dem Westen, u.a. nach Wittenberg an die Universität geschickt wurden, um sich dort weiter zu bilden und dann mit ihrem Wissen nach Hause, nach Debrecen zu kommen, um das Licht des Geistes ihren Studenten weiter zu geben. „Kalvinistisches Rom“ hieß die Stadt mit der reformierten Großkirche im Mittelpunkt, die für mich als Kind ein Symbol der Sicherheit darstellte.

Ich, als Kind dachte, mein Leben ist so fest in Debrecen verwurzelt wie die Großkirche in die Stadtmitte.

Sehr schnell kamen die geschichtlichen Erdbeben, die mich bis Auschwitz schleuderten. Wo war das Sicherheitsgefühl? Wo waren die Eltern, die Familie, aus denen diese Sicherheit strahlte, wo war die Persönlichkeit, wo waren die primitivsten Menschenrechte, wo war

meine Zukunft, und wo war Debrecen?
– alles in unerreichbarer Entfernung.

Als ich Debrecen am 04. November 1945, aus der Deportation zurückgekehrt wieder sah, als ich bei meinem eigenen Elternhaus mit zitternder Hand die Klingel drückte, und ein Fremder mich in mein eigenes Haus, wo ich 13 Monate früher noch als glückliches Kind herum hüpfte, nicht hinein ließ, war ich nicht stolz darauf, dass ich in Debrecen geboren war.

Mit der Zeit wird man, wenn auch nicht klug, aber mehr erfahren. Die alten Wunden bleiben immer offen und heilen nie, man gewöhnt sich nur sie zu ertragen. Jahrzehnte lang konnte ich nicht nach Debrecen zurückkehren. Seit drei Jahren erst. Eine Europa Schule in Gladenbach suchte eine Partnerschule in Ungarn. Obschon ich seit mehr als fünfzig Jahren in Budapest wohne, ist mir nur Debrecen eingefallen. Ich habe mich nicht getäuscht, das berühmte Doczy Gymnasium war der richtige Partner. Eines der Kinder hat mich gefragt, was er mit seinen 17 Jahren tun könnte, dass ich mich getröstet fühle. In Ungarn war mir seine, die erste Stimme, die mit richtiger Empathie ertönte.

Anfang der 2000-er Jahre hat man in Buchenwald über Frauen, die in den zahlreichen Außenlagern von Buchenwald Zwangsarbeit schuften mussten, eine Ausstellung zusammengestellt. Einige Jahre später wurde die daraus erstellte Wanderausstellung auf den Weg geschickt, und nach Paris und anderen französischen Städten kam sie nach Ungarn. Nicht ganz reibungslos, man wollte sie nicht überall haben. Als ich aber das berühmte Museum Deri in Debrecen befragte, wurde sie sofort angenommen.

Am **12. September 2008** wurde die Ausstellung, „meine“ Ausstellung „Die vergessenen Frauen in Buchenwald“ feierlich eröffnet. Beauftragte des Landkreises Hajdu-Bihar, der Stadt Debrecen, des Museums Deri begrüßten die Ausstellung mit Teilnahme der eingeladenen Einwohner. Schulkinder und Studenten besuchen seit dem die Ausstellung, der einheimische Rundfunk und Fernsehen befassten sich mit ihr. Die Frauenausstellung in Debrecen ist Thema geworden, man spricht über sie. Dank der großen Wirkung, kommt die Ausstellung 2009 nach Budapest, erst in das Holocaust Dokumentationszentrum und Gedenkstätte, weiters dann in die evangelische Kirche von Herrn László Donáth, evangelischer Pastor und Abgeordneter des ungarischen Parlaments.

Mir - als eine der Frauen aus einem Außenlager von Buchenwald - ist diese Ausstellung ein persönliches Anliegen. Ungarn gehört auch zu diesen Ländern, wo man über Holocaust Jahrzehnte lang nicht gesprochen hat und nicht sprechen wollte. In den letzten Jahren jedoch, und vor allem die jungen Generationen, wollen die nahe Vergangenheit erkennen.

Debrecen und das Museum Deri haben mit dieser Ausstellung einen bedeutenden Schritt in diese Richtung getan. Debrecen hat mir persönlich eine Genugtuung gegeben. Ich kann wieder stolz darauf sein, dass Debrecen meine Geburtsstadt ist.



Foto: Privat

Eva Pusztai

Gestern und heute: „Mit der Muttermilch gesaugter Antisemitismus in Ungarn“

In Ungarn spricht man immer über drei Judengesetze - 1938, 1939 und 1941 - wobei die schöne Aufgabe der ungarischen Historiker noch vor ihnen steht, nämlich ins Bewusstsein zu bringen, dass es in Ungarn VIER JUDENGESETZE gab. Sogar damit kann sich Ungarn rühmen, dass das erste Judengesetz in Europa im XX. Jahrhundert der ‚Numerus Clausus‘ (identischer Anteil von Juden, auf Universitäten und gewissen Stellen und Posten mit dem Durchschnittsverhältnis der Gesamtbevölkerung, d.h. 6 %) bereits 1920 durch das ungarische Parlament ratifiziert wurde.

„Kätzchen bringt man leicht zum Tanzen“ lautet das betreffende ungarische Spruchwort. Man muss noch bemerken, dass 1920 und auch 1941 derselbe Ministerpräsident Ungarn damit „erlösen“ wollte, indem er den Juden etwas antat: Teleki Pál, der tapfere Pfadfinder, der die Bilanz seiner Tätigkeit mit seinem Selbstmord schloss.

Wo war Hitler in 1920? Ungarn, jedoch hatte schon das erste Judengesetz – als ein Präludium zu alldem, was noch kam. Alpha und Omega war Ungarn, mit dem

ersten Judengesetz und als letztes der besetzten Länder. Und was sagten dazu die 430.000 jüdischen Ungarn, die nach Auschwitz deportiert und die ca. 340.000 die sofort vergast wurden?

Mein Onkel Geza - fünftes Kind und einziger Sohn eines kleinen Krämers in der Österreich-Ungarischen Monarchie, wollte unbedingt Arzt werden. Er meldete sich an der Universität in Budapest, man schrieb das Jahr 1914. Kaum wurde er zur Medizin aufgenommen, war der Erste Weltkrieg da. Um die Front zu vermeiden, gab er sich als Veterinär aus. Wie das schon im Leben ist, wurde er mit dem ersten Transport auf die Front geschickt, wo er in der Praxis dann erlernte, wie man mit Pferden umgehen muss, damit sie gesund bleiben.

Bis der kleine Krämer, sein Vater in Nemespann, die Ortschaft, die man heute nicht mehr auf der Karte finden kann, so viel Geld zusammenlegen konnte, damit sein einziger Sohn weiterstudiert, war schon 1920. Mein Onkel Géza stieß auf den Numerus Clausus; er musste aus Ungarn weg. Gottlob gab es in der weit verzweigten Familie einen Onkel in Wien. Einem so fleißigen, wie meinen Onkel Géza bedeutete eine Sprache zu erlernen keine große Schwierigkeit, mindestens auf einem Niveau, womit man die Kolloquien ablegen kann, also auf dem Niveau der Gelehrten. Die Geschichte hat kein Schamgefühl, spukte nochmals in Onkel

Géza's Leben. Nemespann wurde im Versailler Abkommen Tschechoslowakei. Der arme kleine Krämer musste sehr fleißig sammeln, damit er seinem Sohn Devisen nach Wien schicken konnte, wozu sich Géza nach Prag begab.

Wie gesagt, eine Sprache, diesmal die Tschechische zu erlernen – mit richtiger Grammatik, da man kolloquieren tschechisch musste – ging ihm schon im Handumdrehen. Bis also Onkel Géza sein Diplom als Internist, Zahnarzt und Allgemeiner Arzt (den es damals noch gab) auf die Wand in seiner Ordination in Maizihof aufhängen konnte, sprach er, Dank Teleki Pál, tadellos ungarisch, slowakisch deutsch und tschechisch. Nur in Klammern bemerke ich, dass er um sein Leben zu retten, 1944 zu den richtigen Partisanen in Banska-Bistrica ziehen, mit Gewehr in der Hand für die „freie“ Tschechoslowakei kämpfen musste. In Nové-Zamky wurde er nach dem Krieg Bezirksarzt. Man hat in auf der Strasse in die Augen gespuckt, „du Sauungar“ rief man. Erstmals in seinem Leben nicht Saujude. Er packte seinen Koffer und floh nach Israel.

Das alles, was schlimm und schlecht ist, mit Juden etwas zu tun hat, war in Ungarn immer präsent.

Wenn man nachfragt und originelle, selbst erlebte Erfahrungen hören will, kommt man nie zu einer Geschichte die mit „ich“ beginnt. Z.B. Ich saß im Zug mit dem Juden Kohn zusammen, und er sagte mir...

Ich hingegen saß tatsächlich im Zug dem 27. Januar 2007. Tief berührt war ich von einer Kleinstadt in Ungarn namens Karcag, wo die kleine jüdische Gemeinde die ehemalige Synagoge in voller Pracht in Ordnung brachte. Wir feierten den Tag des Holocausts. Die Schulkinder kamen, durch Pädagogen begleitet, in die Synagoge, kein alltäglicher Fall in Ungarn. Der Bürgermeister, - noch unwissend, dass in zehn Jahren er die Rede über den Holocaust am selben Platz halten wird und nicht ich – also sogar der Bürgermeister hat seinen Stellvertreter in die Synagoge geschickt – auch etwas Außerordentliches in Ungarn. Die Stimmung war voll mit Empathie, Kerzen wurden gezündet, hebräisch wurde gebeten, kurz und gut, ich war aufrichtig betroffen.

An einer Haltestelle stieg ein netter Mann in seinen besten vierziger Jahren ein. Veilchenblaue unschuldige Augen, die das volle runde gutmütige Gesicht beleuchteten, kleiner Bierbauch, gerade in der Phase, das dazu gehörige Doppelknie anzulegen, ein Mann von dem Ehrlichkeit, gute Laune, Zufriedenheit strahlten.

Bei seinem Anblick wusste ich schon, dass er sich mir vis-a-vis setzen wird, dass er mich vor seiner Lebensgeschichte nicht schonen wird und ich bedauerte mich, weil ich die aus Karcag mitgebrachte, festliche Stimmung in mir bewahren wollte.

Alles folgte, wie vorgesehen, er setzte sich mir vis-a-vis, stöhnte zufrieden, lächelt mich an, und begann zu erzählen. Krank war er, war in der Stadt um sich behandeln zu lassen. Ich passte nur mit einem halben Ohr auf, als ich einmal zum Hören bekomme:

„ ... Und ich habe eine Tante, der ich immer sag', bitte zieh dir nicht auf jeden Finger einen Ring, du siehst damit aus, wie eine alte, hässliche Jüdin.

„Wie viele Juden leben in Ihrem Dorf“ – frage ich ihn.

„In meinem Dorf“ – antwortet er – „in meinem Dorf leben keine Juden“.

„Und, wie viele Juden kennen Sie persönlich?“ frage ich mit aufrichtiger Neugierde.

„Ich kenne persönlich keinen Juden, hab' auch niemals einen getroffen“ sagt er, und schaut mich mit seinen Veilchenblauen Augen sehr überzeugend an.

„Schauen Sie mal“ zeig ich ihm meine Hand, „wie viele Ringe sehn sie an meinen Fingern?“

„Einen“ sagt er überrascht, weil er noch immer nicht begreift, worum es geht.

„So“ sag ich zu ihm. „Jetzt schauen Sie mich gut an. Gehen Sie nach Hause und erzählen Sie allen die Sie im Dorf treffen, dass Sie eine richtige Jüdin getroffen und gesprochen haben, die nur einen einzigen Ring, den Ehering getragen hat.

Weil ich von Kopf bis Fuß eine Jüdin bin.“

Eva Pusztai

Eva Fahidi-Pusztai Deportation

Am 27. Juni 1944 wurde Eva Fahidi von Debrecen aus gemeinsam mit ihrer Familie in einem Viehwaggon nach Auschwitz deportiert, gerade einmal 18 Jahre alt. Ihre damals 11jährige Schwester Agnes ermordete man noch am selben Tag in der Gaskammer, ebenso wie ihre 39jährige Mutter Irma, die zögerte, ihr Kind alleine zu lassen. Die SS-Ärzte diagnostizierten bei der Selektion psychische Folgen aufgrund des Trennungsschmerzes, wodurch sie Evas Mutter für die Zwangsarbeit als ungeeignet ansahen und sie auch in den Tod schickten. Den 49jährigen Vater, Desiderius Fahidi, von Beruf Holzhändler, teilte man zur „Vernichtung durch Arbeit“ ein, an dessen Folgen er bald verstarb.

Sechs Wochen später, am 14. August 1944 kam Eva schließlich mit 1.000 weiteren ungarischen Jüdinnen, zumeist bereits völlig abgemagert, in die Munitionsfabrik nach Allendorf, dem heutigen Stadtallendorf. Sie wurde als sogenannte „Ablegerin“ eingeteilt, was bedeutete, dass sie die gefertigten Granaten aufnehmen, wegtragen und abladen musste. Jede dieser Granaten wog 50 kg, wobei Eva selbst kaum noch 40 kg schwer war.

Das Außenlager Münchmühle bei Stadtallendorf gehörte zum KZ Buchenwald. Die Munitionsfabrik „Dynamit-Aktien-Gesellschaft“, war Teil des Flickkonzerns, in der Eva dreizehn Monate unter erniedrigenden Bedingungen arbeiten musste.

Ihre Wunden, so sagt Eva, hat die Zeit nicht geheilt. Sie hat lediglich gelernt, damit zu leben.

Herta Neiß

Hermann Langbein – Der Zeitzeuge



Foto: Hermann Langbein

Wenn jemand den Titel „Zeitzeuge“ in Österreich verdient, dann ist es Hermann Langbein:

Hermann Langbein stellte in allen Phasen seines Lebens – jedenfalls nach 1945 – die Aufgabe in den Vordergrund, seine Erfahrungen anderen zu vermitteln. Wichtig war ihm dabei, die Jüngeren zu erreichen – die nächste Generation. Langbein wusste, dass man aus der Geschichte lernen kann. Und er nahm die Jüngeren ernst – er verzichtete auf die Emotionalisierung, auf den Schock. Er setzte auf die Fähigkeit zur intellektuellen Verarbeitung.

Langbein war zwar vor allem der Chronist von Auschwitz und des Auschwitz-Prozesses. Er vermittelte aber auch sei-

ne Erfahrungen davor (Spanischer Bürgerkrieg) und danach (Tätigkeit in der KPÖ und Parteiausschluss), indem er sie in den Zusammenhang seines Lebens stellte und analysierte. Dafür ist sein Werk „Die Stärkeren“ das beste Zeugnis.

Langbein war dafür verantwortlich, dass der Begriff „Zeitzeuge“ in Österreich eine Art systematische Verbindlichkeit erhielt. Er erreichte, dass in den 70er Jahren die österreichische Schulverwaltung den Frauen und Männern einen festen Platz im Unterricht einräumte, die von ihren Erfahrungen mit dem NS-Regime berichten konnten. In diesem Sinne war Langbein der „Vater“ der österreichischen Zeitzeugen.

Langbein wurde 1912 in Wien in das Milieu hineingeboren, das üblicherweise „kleinbürgerlich“ genannt wird. Nach seiner Matura wurde er Schauspieler – und Kommunist. Den Schauspieler Langbein erkannte man in den späten Jahren auch noch daran, dass er als Zeitzeuge höchst diszipliniert war: Seine Arbeit galt dem Text, also der Botschaft. Er wollte nicht schocken, indem er die schlimmsten Geschichten aus Auschwitz vermittelte. Er wollte informieren – er war, als Schauspieler, ein Aufklärer. Er nahm sein Publikum ungeheuer ernst.

Dass Langbein Kommunist wurde, lässt sich wohl aus der Situation der 30er Jahre erklären. Überall war der Fa-

schismus im Vormarsch, und überall schien die Demokratie zu schwach, ihn aufzuhalten. Sein politisches Engagement führte ihn dann, 1938, nach Spanien – er kämpfte auf republikanischer Seite, wurde nach der Niederlage 1939 in Frankreich interniert und erlebte die Besetzung Frankreichs durch die deutschen Truppen. Als „Rotspanier“ kam er nach Dachau – als politischer Häftling. Seinen jüdischen Vater konnte er verschweigen, bei „Rotspaniern“ nahm es die Lagerverwaltung offenbar mit dem „Ariernachweis“ nicht so ernst.

Die entscheidenden Jahre seines Lebens verbrachte Langbein in Auschwitz. Er überlebte, weil er nicht den gelben Stern, sondern das rote Dreieck trug; und weil er als Schreiber des Lagerarztes eine – relativ – begünstigte Position hatte. Diese erlaubte ihm, alles zu beobachten; alles – geistig – zu notieren; und vielen Häftlingen zu helfen. Sein Buch „Die Stärkeren“ ist die Geschichte dieser Jahre aus persönlicher Sicht. Es wurde zur Grundlage auch seines internationalen Ansehens: Neben den Erinnerungen von Primo Levi ist Langbeins Buch wohl einer der wichtigsten Erfahrungsberichte aus der Todesfabrik.

1945, die Befreiung: Der Kommunist Langbein musste erfahren, dass eigentlich niemand so recht wissen wollte, was in Auschwitz vor sich gegangen war. Zeitzeugen waren eher nicht gefragt. Langbein war in der KPÖ bald als „Moralist“ verschrien, weil er die KPÖ und

die sowjetische Besatzungsmacht mit dem Maß beurteilte, das für den vom Marxismus versprochenen „neuen Menschen“ gelten sollte. Langbein war bald unbequem, er wurde nach Ungarn abgeschoben, wo er 1952 und 1953 deutschsprachige Radiosendungen gestaltete. Die Erfahrung des krassen Widerspruchs zwischen Anspruch und Wirklichkeit löste den Entwicklungsprozess aus, der schließlich zum Bruch führen musste: Als Langbein, wieder in Österreich, 1958 öffentlich gegen die Hinrichtung Imre Nagys und Pal Maleters protestierte, wurde er aus der KPÖ ausgeschlossen.

Nun beobachtete, dokumentierte und beschrieb Langbein den Auschwitz-Prozess in Frankfurt und schrieb andere Bücher, die vermittelten, wofür das System der Konzentrations- und Vernichtungslager stand. Aus seiner ursprünglichen politischen Heimat, der KPÖ, entfernt, blieb Langbein nun politisch heimatlos: Das behinderte ihn, weil er nicht auf ein Netzwerk organisierter Genossen zurückgreifen konnte; das setzt ihn aber auch frei, ohne Tabus und ohne Rücksicht auf irgendwelche Parteiinteressen zu agieren.

Langbein agierte gerade in dieser Zeit besonders aktiv auf internationaler Ebene. Die verschiedenen Verbände der Opfer des Nationalsozialismus, die die Erinnerung der Häftlinge der Lager aufrecht erhielten, waren für ihn ein wichtiges Betätigungsfeld. Allerdings stieß er

dabei zunächst immer wieder auf die Folgen des Kalten Krieges: als ehemaliger Kommunist war er viele Jahre hindurch für die Kommunisten ein Feind; und als solcher wurde er nur zu oft als Agent denunziert: bald war er von Adenauer, dann wieder von „den Amerikanern“ bezahlt. Langbein musste mit Bitterkeit zur Kenntnis nehmen, dass die Kameradschaft der Opfer ihre Grenzen hatte.

In den 70er Jahren fand Langbein in Österreich die Voraussetzungen vor, seine Tätigkeit zu systematisieren. Er war von dem Motiv getrieben, die Erfahrungen der Zeitzeugen den nächsten Generationen zugänglich zu machen. In Unterrichtsminister Fred Sinowatz fand er einen verständnisvollen Partner: Sinowatz entschied, die österreichischen Schulen systematisch den Zeitzeugen zu öffnen. Und Langbein begann, in ganz Österreich die Zeugen der Zeit des Nationalsozialismus für diese Aufgabe zu gewinnen.

Langbein war für diese Aufgabe besonders geeignet – weil er unabhängig war, weil seine Glaubwürdigkeit nicht von irgendeiner Partei abhing. Aber er war kein einfacher Mann: Immer wieder legte er – intern, nicht öffentlich – Widerspruch ein, wenn Zeitzeugen in Klischees verfielen. Besonders regte es Langbein auf, wenn die Phraseologie von den „Kommunisten und anderen Patrioten“ verwendet wurde, um die Opfer zu beschreiben. Langbein, der als

Kommunist nach Auschwitz gekommen war, vermutete – wohl zu recht – hinter dieser Phrase eine Konzession an antisemitische Grundströmungen. Immer wieder wies er darauf hin, in Vorträgen und Publikationen, dass es eine Hierarchie der Häftlinge gegeben hatte; und dass am untersten Ende dieser Hierarchie immer die Juden standen. Und diese waren nicht in den Lagern, weil sie Kommunisten oder Patrioten gewesen wären – sondern weil sie als Juden für die Vernichtung bestimmt waren.

Langbein legte auch großen Wert darauf, das Fortleben der Hierarchie der Opfer nach 1945 anzuprangern und zu überwinden. Vor allem die Stellung der Roma und Sinti, die in der Nachkriegszeit sich politisch kaum Gehör verschaffen konnten, war für Langbein wichtig: Die Roma und Sinti waren in ihrem Opferstatus den Juden am nächsten. Nach 1945 neigte aber die dominante Gruppe der politischen Häftlinge dazu, diesen besonderen Opferstatus der Roma und Sinti zu übersehen.

Anton Pelinka



Hermann Langbein (1912 - 1995) war vom Mai 1941 bis August 1942 im KZ Dachau, anschließend bis August 1944 in Auschwitz und danach in Neuengamme in Haft. Im Zuge eines Evakuierungsmarsches flüchtete er am 11. April 1945.

Hermann Langbein beschreibt seine Internierungen in den französischen Lagern St. Cyprien, Gurs und Le Vernet und den nationalsozialistischen Konzentrationslagern Dachau, Auschwitz und Neuengamme. Er war Mitglied der Widerstandsbewegungen dieser NS-Konzentrationslager und Leitungsmitglied der Kampfgruppe Auschwitz. Im Nachwort erklärt Hermann Langbein die Gründe für seine Distanzierung von der Kommunistischen Partei.

Erschienen im Ephelant Verlag 2008
309 Seiten, EUR 22,-
ISBN: 978-3-900766-22-1

Zu beziehen über:
Dr. Franz Reiter
Plankengasse 7
1010 Wien

http://www.doew.at/aktuell/doew_langbein.html

0043 1 513 48 58

Impressum:

Medieninhaber: Österreichische Lagergemeinschaft
Auschwitz, Sekretariat: Dagmar Ostermann

Redaktion: Mag. Dr. Herta Neiß
Institut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte
Johannes Kepler Universität Linz
Altenbergerstraße 69, 4040 Linz
Tel: 0732/2468-8863; Fax: 0732/2468-8532
e-mail: herta.neiss@jku.at

MitarbeiterInnen an dieser Ausgabe:

Mag. Dr. Herta Neiß
Univ. Prof. Dr. Anton Pelinka
Eva Pusztai

Hersteller: Institut für Sozial- und Wirtschafts-
geschichte, Johannes Kepler Universität Linz

Der Inhalt der Text gibt nicht die Meinung des Institu-
tes, sondern die der jeweiligen AutorInnen wieder.

Bei Unzustellbarkeit retour an den Absender

